Briefe von der Westgrenze

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 32

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642271

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Briefe von der Westgrenze

Haut-des-Prés, Juli 1937.

Ihr werdet auf der gewöhnlichen Schweizerkarte den Ort nicht finden, wo wir beide, Gustav und ich, unser Ferienzelt aufgeschlagen haben. Ich will Euch zu Hilfe kommen. Haltet den Finger auf den Lac de Joux, droben im Waadtländer Jura. Der hat dort an seinem Nordostende ein kleines Anhängsel, abgetrennt durch einen Damm, über den Eisenbahnlinie und Straße gehen. Dieses Anhängsel ist der Lac Brenet, nicht zu verwechseln mit dem Lac des Brenets am Doubs bei Le Locle.

Ungefähr eine halbe Stunde nordwäts, der französischen Grenze zu, auf Punkt 1080 der Siegfriedkarte, liegt der Weiler Haut-des-Prés. Drei oder vier wohlgepflegte Bauernhöfe — „fermes" in des französischen Wortes bester Bedeutung — bilden ihn; zu jedem gehört ein mächtiges Steinhaus mit geräumiger Wohnung neben Ställen und Bühne unter dem wellblechbedeckten Dach. Das Wellblechdach — der Berner Heimatschützler muß sich an diesen Anblick gewöhnen — ist für den welschen Jura charakteristisch. Ueber seine Bedeutung bin ich erst später gestolpert.

Unter dem Dach der Familie Rochat sind wir herrlich aufgehoben. Daß wir pausbäckig, sonnengebräunt und nervenerfrischt zu Euch heimkehren werden, erscheint mir gewiß. Denn Madame Rochat führt eine gute Küche, Milch hat es hier in Ueberfülle — nicht umsonst stehen acht Kühe im Stall —; der Wind bringt uns den Duft der nahen Wälder und Weiden her, und im Sprung sind wir unten am sonnigen Gestade der blauglänzenden Seen.

Ein Berner soll zuerst das ideale Ferienplätzchen entdeckt haben. Ein Berner Prögeler empfing uns gleich unten auf der Station. Wir drei Berner sind die ersten Gäste hier. Weitere haben sich angekündigt: Ein junger Lausanner Professor will am Montag mit Frau und Kindern herkommen; später soll noch Jungvolk aus Zug folgen. Da langt es ja fast zu einem neuen Rütlischwur am demnächsten Augustfeuer.

Ihr seht, es wird uns nicht an Gesellschaft und Unterhaltung fehlen. Daß wir nur französisch parlieren, ist bei so strebsamen Leuten, wie wir sind, selbstverständlich. Gustav hat vorsorglich Marie-Luisens „Polisser votre francais" mitgenommen. Dem Grunde des Koffers entnahm ich auch noch einige „volumes" bisher gemiedener Klassiker; vielleicht, daß die Nähe ihrer Heimat stimulierend auf uns wirkt. Sofort hat sich auch die liebenswürdige Madame Rochat unseres Französisch angenommen. Sie wäre gerne Lehrerin geworden; das kommt uns jetzt zugute.

Aber Grammatik und Lektüre, die versparen wir auf die feuchten Tage, die es sicher auch geben wird. Bis heute haben wir nur sonnige erlebt. Und die treiben uns hinauf in die Weiden und Wälder und hinunter zu den Seen.

Sanft steigen hier überall die Wege empor. Ich rede nicht von den Schluchten mit den geheimnisvollen Quellen der Orbe. Davon vielleicht später. Nein, ich meine den Mont Risoux in unserm Rücken, über den die französische Grenze läuft. Seine Flanken sind bestanden mit blumigen Weiden und beerenreichen Tannenwäldern. Gelblicher Kalkstein sticht überall hervor aus dem weichen Gras- und Moosteppich. Die Waldlichtungen und Weiden tragen die zarten und warmen Farbentöne der Paul Robertschen Gemälde. Es ist ein genußvolles Wandern durch diese duftenden Gefilde.

Und welch eine reiche Fülle von Erscheinungen in der kriechenden und summenden Tierwelt! Gustav ist ganz hin. Sein Forscherblut ist in Wallung geraten. Derweil er in Betrachtung versunken vor einem riesigen Waldameisenbau kniet, locken mich Axtschläge tiefer in den Wald. Ein Holzhauerpaar macht sich an einer Fichte zu schaffen, die an ihrem Fuße das Todeszeichen des Försters trägt. Die Waldsäge kreischt; Vater und Tochter führen sie. Jetzt greift der weißhäuptige Alte zur Axt; die Späne fliegen; der Baum soll auf die Straße fallen. Richtig, jetzt kracht er! Doch seine knorrigen Aeste verfangen sich in den Nachbarbäumen. Fatale Geschichte! Ich helfe raten. Wofür sonst hat man die Hebelgesetze studiert! Der Alte hört mich liebenswürdig an, aber er schüttelt den Kopf: „Guntel" und Kette fehlen ihm, der Stamm läßt sich nicht drehen, wie ich vorgeschlagen habe. Uebrigens — zu spät merke ich es — der Mann ist schwerhörig; da hätte auch das beste Französisch nicht verfangen. Es gelang dann auch mit einfacher Hebelkraft; aber jedenfalls mühsamer und weniger technisch, als wie es nach meiner Methode gegangen wäre. Gustav allerdings, der mir inzwischen zum Holzhauerplatz gefolgt war, hatte für meinen menschenfreundlichen Eifer nur ein skeptisches Lächeln; er war eben auch nicht nachgekommen. Ihr könnt Euch denken, daß mich sein Lächeln etwas aufregte. Ein Sohn sollte seinem erfahrenen Vater immer Vertrauen schenken.

Wie die Fichte nun richtig drunten auf dem Wege lag, wurde mein Alter doch noch gesprächig. Siebzig Jahre trage er auf dem Buckel, tausende von Stämmen habe er in seinem langen Holzhauerleben gefällt; acht Kinder habe er auferzogen; die Tochter, die ihm eben geholfen — ein breitknochiges, handfestes Weibsbild ist es schon — sei seine Tochter. Ich ziehe in Gedanken den Hut ab vor dieser Erfahrung. Gustav, du hast am Ende doch recht gehabt!

Am selben Vormittag trafen wir mit noch einem andern Alten zusammen. Wir waren beim „Grand Puits" links abgeschwenkt und dann hinauf auf die Weide zum „Vieux Chalet" gekommen. Der „Grand Puit" ist eines der runden, tief in den Kalkboden getriebenen, mit Grund und Regenwasser gefüllten Löcher, wie sie zu Dutzenden über die Juraweiden zerstreut sind. Rotblühende Taubnesseln, weiße Silenen und hohe Enzianenstauden mit gelben Kelchen, rahmen den Brunnen lieblich ein. Libellen schwirren über sein Wasser, in dem sich die Wolken widerspiegeln. Sie sind die Wächter des Brunnens; ihre Larven räumen auf unter den Mückennachwuchs und unter anderem Wasserungeziefer. Eine Eisenpumpe steckt mitten im Rundteich. Wenn die Hirten den Schwengel in Bewegung setzen, fließt das Wasser in den Holztrog, der auf der Grenze zwischen zwei Weiden liegt. Zwei Herden also finden hier das köstliche Naß, ihren Durst zu stillen.

Die „Puits" sind die Artesischen Brunnen des Jura. Die alte Form der Wasserversorgung in diesem wasserarmen Gebiet konnten wir am „Vieux Chalet" droben studieren. Schon von weitem winkte uns die steinbeschwerte Stange der Zisterne entgegen. Diese ist sonnendicht mit Steinplatten und Erde zugedeckt. Gefüllt wird der Behälter vom Hüttendache her. Das Regenwasser rinnt über das Blechdach herunter in die Kännel ringsherum und sammelt sich im Abflußrohr, das zur Zisterne führt. Wie gewaschen sieht das Dach aus, und kunstvoll ist es seinem Zweck entsprechend gebaut. Also darum die Blechbedachungen im Jourtal. Sie sind auch da geblieben, wo die Zisterne der modernen Wasserversorgung hat weichen müssen. Unser Rochat-Haus hat die Talseite — die repräsentative — mit Ziegeln bedeckt, die Bergseite ist noch Blechdach.

* * *

Mittägliche Stille auf der Weide. Das Jungvieh liegt wiederkäuend und fliegenwehrend im kühlen Stall. Auch der böse Stier ist da, angebunden. Gut, daß wir ihm nicht draußen begegnet sind. Daß er bös ist, vernahmen wir erst abends daheim.

Der Senne ist mit dem Hüterbuben in der Küche am Mittagessen: Bohnen und Wurst und etwas zum Trinken in der Flasche. „Wasser aus dem Sodbrunnen?" — „Ja, es ist gut! Regenwasser von der letzten Woche. Bub, hol dem Herrn eine Probe!" — „Ja, wirklich, es läßt sich trinken!" — „Und die Bohnen? Selbstgepflanzt?" — „Ja gewiß!" Ein freudiger Schimmer zieht über seine grauen Bartstoppeln. „Meine Frau hat sie mir heraufgeschickt. Sie wohnt in B. bei Lausanne und pflegt unseren Garten; geht auf den Taglohn. Im Winter bin ich auch drunten, gehe auf den Bau als Handlanger oder wo es sonst Arbeit gibt." — „Und der Bube? geht er auch in die

Schule?" — „I wo! Hier oben nicht. Im Winter, drunten in Les Charbonnières. Viel Schule hat er nicht nötig, wenn er ein Hirte wird wie ich." Der Alte kommt ins Erzählen; oft Gelegenheit dazu hat er ja hier oben nicht, in der Einsamkeit seiner Weiden. Er erzählt von seinem Leben. Es hat ihm wenig Gutes gebracht. Zwei Söhne sind ihm verunglückt. Einer ist in der Fremde und verschollen. Die Töchter verheiratet; er vernimmt selten etwas von ihnen. — „Seid Ihr auch Soldat gewesen?" Die Frage erlöst ihn aus trüben Gedanken. „O ja, die lange Grenzbesetzung, ich habe sie als Landsturmsoldat mitgemacht."

Ja die Grenze! Dort drüben liegt sie einige hundert Meter von hier. Sie ist ein Kapitel für sich; ich schneide es lieber nicht mehr an. Mein Brief ist schon so zu lang geworden. Das nächstemal also, wenn die Redaktion nicht anderer Meinung ist.

Euer H. B.

Spanische Kontraste

Um eine Totenbahre

Im Restaurant „El Pulpito" warte ich schon lange auf einen Mann, mit dem ich dort zusammentreffen sollte. Gegen die Unpünktlichkeit der Spanier — muß man Fatalist sein. Ich habe schon den ganzen Morgen verloren im unnützen Warten . . . Um mich zu trösten und zu kräftigen, habe ich, Gott sei Dank, vor mir auf dem Tische stehen den „cocido" des Pulpito, ein berühmtes Suppenfleischgericht, bestehend aus großen Erbsen, vermischt mit Speck und schwarzer Blutwurst, das Ganze begossen mit „Valdepenas". Das hilft mir zwei weitere Stunden Wartezeit zu ertragen unter dem nach Wunsch „typischen" Gewölbe dieser Herberge (Wirtshauses), die in der schönsten Ecke der Plaza Major gelegen, an der Schwelle eines Treppenganges, der mit einem Geländer aus Schmiedeeisen versehen, ehemals den Volksrednern als Kanzel gedient hatte. Das Restaurant „El Pulpito" verdient durch seine derbe ländliche Küche und seine guten Weine den Ruf, den ihm Ramon Gomez de la Serna schuf.

Ich war gerade im Begriff, den „puro" des Nachtisches anzuzünden, als mein langerwarteter Kamerad atemlos herbeigeeilt kam, was sonst nicht seine Gewohnheit ist, und mich aufforderte, ihm zu folgen, ohne einen einzigen Augenblick zu verlieren.

„Wohin denn?" frage ich ganz erstaunt.

„Zum Begräbnis von Anastasio de Los Reyes, jenes Offiziers, der vorgestern beim Defilee getötet worden ist. Das ganze Volk hat sich dorthin begeben, trotzdem die Zensur heute morgen alles Mögliche tat, um zu verhindern, daß die Stunde und der Weg, wo der Zug passieren sollte, angekündigt werden sollte."

„Zur Castellana!" rief mein Begleiter dem Chauffeur zu. Nach Verlauf von einigen Minuten sind wir am Orte, wo vorgestern der unglückliche Leutnant den Tod fand.

Wieder ein neues Handgemenge? Die Menschen laufen in allen Himmelsrichtungen; auf den Trottoirs stehen Polizisten und Zivilgardisten, Revolver in der Faust — schußbereit. Wir verlassen den Taxi und versuchen Näheres zu erfahren. Viele Zwischenfälle haben sich ereignet während des Vorbeiziehens des Leichenzuges. — Im Augenblick, als die Geistlichkeit sich zum Aufbruch anschickte, wurde ein Mann abgefaßt, der im Begriff war seinen Revolver zu laden; ein paar Schritte weiter wurde ein Photograph, der verdächtigt wurde, eine Kartätschenpistole verborgen zu haben, von der überreizten Menge angegriffen und nur mit großer Anstrengung gelang es der Polizei, ihn vor dem Gelynchtwerden zu retten. Gefolgt von einer tausendfachen Menschenmenge bewegt sich der Leichenwagen langsam vorwärts zwischen einem Spalier von Zivilgardisten, die die Menschen während des Passierens des Zuges durchsuchen.

Als wir uns bemühen den Zug zu erreichen, fahren zwei Krankenwagen schnell an uns vorbei. Ein Polizist ruft uns zu: „Man schlägt sich dort! Geht lieber nicht hin!"

Im Schnellauf gelangen wir zum dichten Menschenhaufen, der den „paseo" versperrt. Verworrenes Geschrei und dazwischen das Geknatter einer Schießerei, das an den Häuserfassaden zurückprallt. Ein ordentliches Salvenfeuer wird von einem Häusergerüst, 200 Meter vor uns, abgefeuert. Die Zivilgarde schießt dorthin . . . Schreie, geballte ausgestreckte Fäuste, dumpfes Anprallen der Kugeln an die Mauern — eine wirkliche Schlacht inmitten des Boulevards, rund um einen angehaltenen Leichenwagen . . .

In diesem aufgewiegelten Menschengewühl kann man weder vorwärts, noch zurück. Hinter uns stampfen die Neuangekommenen auf ein und derselben Stelle und stoßen die vorderen Reihen. Endlich jedoch, nach einigen uns unendlich lang scheinenden Minuten, fängt der gewaltige Zug sich zu bewegen an, von Zeit zu Zeit von neuen Revolverschüssen begrüßt. Es gibt wohl nichts Eindrucksvolleres, nichts Seltsameres, wie dieses langsame Menschengedränge hinter einem Toten, gestern noch vollkommen unbekannt, heute aber gefolgt von der Bevölkerung einer ganzen Stadt, ein Kreuz, hocherhoben vor ihm hergetragen, umringt von bewaffneten Leuten, zwischen einem Doppelspalier ausgestreckter Fäuste.

„Sie haben auf den Sarg geschossen!" ruft uns ein Zivilgardist zu. „Können wir solch eine Provokation zulassen?! . . ."

Die Gitarre

Eine sonderbare Abspannung folgte diesen Gewalttätigkeiten. Einige Stunden nur nach den Ereignissen des Nachmittags, hatte das Straßenleben in den Alleen der Stadt seinen gemächlichen, nonchalanten Lauf wieder aufgenommen. Diese Ruhe zwischen zwei Gewittern — das ist das echte „Tempo" von Spanien. Ich hatte mich verabredet mit einigen Freunden, mich bei Vicente, dem jungen Gitarrenspieler, einem Schüler des berühmten Segovia, zu treffen, der eine kleine Wirtschaft im ärmlichen Arbeiterviertel hat, welche fast ausschließlich nur von Arbeitern, Chauffeurs und Handwerkern besucht wird.

Im Hinterladen servierte uns ein alter Bauer in castellanischer Tracht die „yerbas", ein Kräuterspiritus, der in Fläschchen gefüllt, stufenweise an der Wand aufgestellt ist.

Vicente spielt uns abwechselnd Sachen von Albeniz, von Falla . . . das ganze Repertoire eines Virtuosen. Wir hätten lieber etwas Volkstümliches gehört, aber wollten ihn nicht in seiner Meisterschaft stören. Zum Glück hatte die Musik die eigentlichen Kunden dieser Schenke herbeigelockt und sie setzten sich mit höflicher Vertraulichkeit neben uns auf die Bank. Der zuletzt angekommene, ein Taxi-Chauffeur, verlangte die „soleares" zu hören. Als der Gittarrist endlich unseren gemeinsamen Bitten nachgibt, steht der Chauffeur auf und begleitet den Spieler mit seinem Gesange. Das ist der „cante jondo", zweifellos eines Amateurs, aber aus der Tiefe der Volksseele emporgestiegen . . . Es folgt eine ganze Reihe dieser Klagelieder, mehr geschrien als gesungen, taktmäßig begleitet von Händeklatschen und den Rufen „Olé! . . . Olé! . . . " einer immer größer werdenden Zuhörerschaft von heller Begeisterung entflammt, die uns umringt. Dann kamen die „Fandanguillos", die „Granadinos" von tiefen Seufzern begleitet, an die Reihe . . . der leidenschaftliche Sänger ist unermüdlich. Und auch Vicente ermattet nicht . . .

Wie weit entfernt erscheint uns der Bürgerkrieg inmitten dieser brüderlichen Melomanen! . . .

Mittlerweile tritt ein Mann in einer Lederjoppe ein und macht dem Chauffeur ein Zeichen, der letztere geht mit ihm hinaus — kommt aber nach einigen Minuten wieder und stimmt seinen unterbrochenen Gesang noch lauter an.

„Wartet ein Kunde auf Dich?" fragt ihn der Gitarrist, als er geendet hatte.

„Fahre nur fort!" antwortet jener gelassen, „es ist nichts besonderes".

Und ganz leise, daß es niemandem auffällt, flüstert er ihm zu: „Der Generalstreik ist angeordnet." (Uebersetzt v. R. B.)